

# Lametta und der Tod

**REPORTAGE** Im CHEM sucht man die Hoffnung in der Weihnachtszeit vergebens



Die Geriaterin Aurélie Gues koordiniert während 48 Stunden durchgehend die Covid-Stationen des CHEM

Tom Haas (Text),  
Anouk Flesch (Fotos)

Advent, Advent – die Hütte brennt. Trotz der festlichen Weihnachtsdekoration herrscht in Luxemburgs Krankenhäusern alles andere als Feierlaune. Das Tageblatt hat kurz vor Weihnachten eine Ärztin des CHEM während ihres Bereitschaftsdienstes auf der Corona-Station begleitet. Eine Reportage.

Eine rotsilberne Schlange aus Lametta rahmt das Schalterfenster des Stationszimmers ein und windet sich über den schmalen Holztresen, vorbei an einem einsamen Laborbefund in Klarsichtfolie und festgeklebten Informationszetteln über Schutzgesten und Verhaltensregeln. An den weißgrauen Wänden baumeln einzelne Christbaumkugeln, gegenüber steht ein festlich dekoriertes Weihnachtsbaum auf dem antik anmutenden Fliesenboden, Lichterketten, mehr Kugeln, mehr rotes Lametta. Fast, als hätte jemand es versucht, die Weihnachtsdekoration auf die roten Warnschilder abzustimmen, die an den Glastüren zu den Fluren links und rechts hängen. „Zone Covid“ verkünden diese unmissverständlich. Eine der drei

Stationen im alten Gebäude des „Centre hospitalier Emile Mayrisch“, die für Corona-Patienten reserviert ist. Die Gefäßchirurgie musste dafür umziehen.

Der Weihnachtsbaum kam am 2. Dezember. „Der Tag war die Hölle“, erinnert sich Aurélie Gues. Drei Tote. Und ein 54-jähriger Patient, der auf die Intensivstation verlegt wurde. „Es war sein Geburtstag. Ich hatte seine weinende Mutter am Telefon. Er musste intubiert werden“, erzählt die Ärztin. Als sie abends völlig erledigt zurück auf die Station kommt, steht da eine geschmückte Tanne. An dem Tag ist sie nach der Arbeit ins Auto gestiegen und hat geweint. Eine Woche später wurde die Mutter selbst eingeliefert. Auf sie passt Aurélie Gues besonders auf.

Gues wirkt nicht wie eine Person, die viel weint. Im Gegenteil: Die 37-jährige Geriaterin tritt energisch auf, motiviert. Beim Reden ist sie ständig in Bewegung, die Hände gestikulieren wild und wenn sie geht, schlenkern ihre Arme hin und her, als besäßen sie ein Eigenleben. Wenn sie von ihren Erlebnissen auf der Corona-Station erzählt, lacht sie – gerade an den Stellen, an denen eigentlich niemandem zum Lachen zumute wäre. Es ist kein falsches Lachen, aber auch kein

fröhliches. Im Grundton klingt eine verholzene Verzweiflung mit. Es wirkt wie das Lachen einer Person, die sich angesichts der ganzen Absurdität nicht mehr anders zu helfen weiß.

## Bereitschaft

Am 21. Dezember hat Aurélie Gues Bereitschaftsdienst – 48 Stunden lang, von Montag-bis Mittwochmorgen. Eigentlich sollte es nur ein Tag sein, aber die andere Ärztin fällt aus. Sie wurde positiv getestet. Früher sei sie nach 24 Stunden völlig erledigt gewesen, inzwischen komme ihr das normal vor. Bereitschaft heißt hauptsächlich Koordination: Abwechselnd klingeln das Stationstelefon und ihr Smartphone. Wer kommt wohin? Was ist mit der Person, die zwar Symptome aufweist, aber noch kein positives Testergebnis hat? Oder dem Covid-asymptomatischen Patienten mit Beinbruch, der vor 17 Tagen positiv getestet wurde – ist er wieder gesund? Kann er in die normale Ambulanz? Gues wägt ab, rechnet verschiedene Faktoren gegeneinander auf. Es ist wie ein Puzzle.

Der Montag ist ruhig, wie die letzten Tage insgesamt. Keine Hektik auf den Fluren. Die Ef-

fekte der Schutzmaßnahmen erreichen langsam, aber sicher das Krankenhaus, da ist Gues sich sicher. In der Nacht ist eine Seniorin gestorben. Gues telefoniert mit den Angehörigen. „Mein Beileid zu ihrem Verlust.“ Der Satz geht ihr schnell über die Lippen, routiniert erklärt sie den Ablauf. „Das Krankenhaus bringt die Dokumente zur Kommunalverwaltung. Sie müssen nicht herkommen.“ Dann stockt sie kurz. „Nein, den Bestatter müssen Sie selber auswählen und uns mitteilen. Dann kümmern wir uns um den Rest.“ Nach dem Gespräch wirkt sie kurz etwas verstört. „Wir können doch nicht auch noch das Bestattungsunternehmen auswählen.“

Zwischen den Gesprächen erzählt Aurélie Gues von sich, von ihren Erlebnissen in der Pandemie und wie sich alles verändert hat, wie alle umdenken mussten. Die Französin arbeitet seit 2017 im CHEM, hauptsächlich in den Niederlassungen in Düdelingen und Niederkorn. Leben tut sie in Sandweiler. In Esch, am Hauptstandort des Krankenhauses, war sie vor der Pandemie nur, um ihren Vertrag zu unterschreiben. Seit März allerdings ist sie hier im Einsatz, seit März beherrscht Corona ihren Alltag. Die Verwüstungen, die das Virus hinter-

lässt, erlebt sie hautnah mit. „Wir haben Familien hier – auch Paare, die gemeinsam auf einem Zimmer liegen. Und dann schlafen sie gemeinsam ein und morgens wacht einer nicht mehr auf.“ Als Geriaterin ist sie auf die Behandlung von alten Menschen spezialisiert, Menschen über 65 – also jene Bevölkerungsgruppe, die in der Pandemie am stärksten gefährdet ist. Der Tod ist in dem Berufszweig eine Normalität. Trotzdem sagt Aurélie Gues, sie habe noch nie so viele Menschen sterben sehen.

## Flüssige Luft

Ein leises Blubbern füllt die Glocke der Stille, die sich über die Patientenzimmer im Covid-Trakt gelegt hat. Es rührt von den Beuteln mit flüssigem Sauerstoff her, deren Schläuche die bettlägerigen Infizierten mit der Luft versorgen, die ihnen fehlt. Die meisten antworten nur leise auf die Fragen, die Aurélie Gues ihnen stellt. Die Geriaterin nimmt jeden ihrer Patienten zur Begrüßung sanft bei der Hand, erkundigt sich nach ihrem Wohlergehen. Im ersten Zimmer startete eine alte Frau apathisch auf den laufenden Fernseher. Es läuft Rai 2, italienisches Staatsfernsehen. Viele Patienten hier sprechen ausschließlich Ita-



Eine Krankenpflegehelferin reinigt sorgfältig das Bettgestell – die Patientin, die hier lag, ist in der Nacht verstorben



Die kleinen, durchsichtigen Beutel enthalten Sauerstoff – bei einer Infektion mit Covid-19 sinkt die Sauerstoffsättigung im Blut bei einigen Patienten auf ein lebensbedrohliches Niveau

lienisch oder Portugiesisch, erklärt die Ärztin. Mit Italienisch komme sie noch zurecht, beim Portugiesischen allerdings enden ihre Kenntnisse nach „bom dia“.

Das zweite Zimmer auf dem Flur ist ein Doppelzimmer, die beiden Männer sprechen Luxemburgisch. Einer von ihnen darf das Krankenhaus heute verlassen, er war nur vier Tage da. „Lungenentzündung“, erklärt er. Er sei Anfang sechzig, Rentner. Er und seine Frau hätten sich angesteckt, sie wüssten allerdings nicht wo. Am Freitag wurde er eingeliefert, Atemnot. Inzwischen geht es ihm besser. Aurélie Gues erklärt ihm geduldig, wie die Abholung funktioniert – seine Frau darf das Gebäude nicht betreten. Auf seine Frage hin, ob er denn spazieren gehen dürfe, nickt sie hingebungsvoll. „Unbedingt, wenn sie das wollen.“ Die Lungen brauchen Training. Der Mann wirkt erfreut, richtet sich in seinem blassbeigen Krankenhauspyjama auf und dankt der Ärztin. Der andere Patient ist älter, der Blick ist stumpf, das Haar wenig, auf den nackten Armen sieht man zahlreiche Altersflecken. Er klagt über Sichtprobleme, sein Blickfeld sei unscharf. Nach einem kurzen Blick in seine Unterlagen findet Gues den Grund – Übeltäter ist das Parkinson-Medikament. „Ich rede mit Ihrem Neurologen, wir finden einen Weg“, verspricht sie dem Mann.

Im Umgang mit ihren Patienten legt die Geriaterin ihre energische Gestik ab, wirkt ruhig und gefasst – fast als würde sie mit der Schutzkleidung auch einen Umhang der Gelassenheit um sich legen. „Sich als Schlumpf verkleiden“, nennt Gues es mit einem kurzen Lachen. Blauer Tyvek-Überzug, Schutzbrille, weiße FFP2-Maske, Handschuhe, Haarschutz – tatsächlich sehen die Gestalten auf den Gängen aus wie Gargamels kleine Widersacher. Jedes Mal, wenn Pfleger und Ärzte die „rote Zone“ betreten, müssen sie die Schutzmontur anlegen. Das kos-

tet Zeit, viel Zeit. Und unter den synthetischen Stoffen gerät man gehörig ins Schwitzen.

Das nächste Zimmer – hier liegen zwei Frauen. Eine von ihnen ist kürzlich gestürzt, auf dem Handrücken prangt ein dunkles Hämatom. Sachte nimmt Aurélie Gues die alte Dame an der Hand, prüft ihre Beweglichkeit. Die Patientin lächelt.

Die andere Frau ist ein Neuzugang, aus einem Altenpflegeheim hergekommen, fortgeschrittene Demenz. Das seien mit die schwierigsten Fälle – nicht nur, weil sie die Schutzgesten vergessen. Bei den neurodegenerativen Erkrankungen lassen auch die Muskeln nach, viele Patienten können kaum mehr eigenmächtig schlucken, sind völlig dehydriert, wenn sie ins Krankenhaus kommen. „Wir können sie dann nicht intubieren – das ist ein viel zu großer physischer Stress für den Körper.“ Und natürlich vergessen die dementen Patienten auch, weshalb sie im Krankenhaus sind. Sie wollen wieder weg. „Wir hatten einen demenzkranken Mann, dessen Frau bei sich zu Hause an Covid-19 gestorben ist“, erzählt Gues. „Sie hat sich um ihn gekümmert. Danach musste er ins Krankenhaus.“ Sie schluckt kurz. „Man kann nur hoffen, dass er das vergisst.“

### Der Nächste bitte

Das Zimmer daneben ist unbelegt, Seifenwasserpfüßen auf dem Linoleumboden. An der Wand hängt eine eingerahmte Schwarzweißfotografie, darauf mehrere Frauen auf einem Hochhaus in einer amerikanischen Großstadt. Mit Kreide hat jemand „Women Power“ auf einen nackten Stahlträger geschrieben. Im Raum selbst: Eine Krankenpflegehelferin in voller Schutzmontur ist mit einem Schwammtuch und verschiedenen Putz- und Desinfektionsmitteln bewaffnet und reinigt das gesamte Zimmer,

baut das leere Bett auseinander, schubbt die Einzelteile. Das Zimmer der Seniorin, die in der Nacht verstorben ist. Es wird für den nächsten Patienten vorbereitet.

Auf einem kleinen Tisch auf dem Flur, zwischen Handschuhboxen und Desinfektionsmittelflaschen, steht einsam ein altes Radio und spielt einen Hit aus den frühen 2000ern, austauschbares Popsternchen, Titel egal. Danach kündigt ein Nachrichtensprecher die Pressekonferenz der Regierung für den Nachmittag an. „Ah, Paulette is speaking“, sagt Aurélie Gues zu einer Kollegin und nickt kurz in Richtung des Radios. Auch, oder gerade hier im Krankenhaus ist man gespannt, was die Regierung an neuen Maßnahmen plant.

„Es ist nicht mehr die Hölle von vor 14 Tagen“, sagt Aurélie Gues. Trotzdem sieht sie den Weihnachtsfeiertagen mit Besorgnis entgegen und erinnert an das amerikanische Thanksgiving – danach sind die Infektionszahlen in den USA explodiert. „Ich hoffe, dass uns das hier nicht nach Weihnachten blüht.“ Alle Kollegen, Ärzte wie Pfleger, hätten in den letzten Wochen geradezu Übermenschliches geleistet. Aber sie seien am Ende. Unter den Ärzten gehe man von einem Lockdown nach Weihnachten aus – immerhin wüsste man dann, wo sich die Menschen infiziert hätten und könnte das auch problemlos nachverfolgen.

Gues' Bereitschaftsdienst endet am Mittwochmorgen. Es ist ihr letzter in diesem Jahr. „Im neuen Jahr kommen auch die Impfungen“, sagt sie. Es klingt etwas kraftlos. Bis alle geimpft sind, das weiß man inzwischen, werden noch Monate ins Land ziehen. Bis dahin werden die Krankenpfleger und die Ärzte im CHEM weiter schuften – und hoffen. Darauf, dass sich das Infektionsgeschehen in Luxemburg beruhigt. Darauf, dass sie weniger Menschen sterben sehen.



Bedächtig nimmt Aurélie Gues jeden ihrer Patienten bei der Hand. Die Seniorin hat sich bei einem Sturz einen Bluterguss am Handrücken zugezogen.



An Energie mangelt es der Ärztin nicht, mit großen Gesten unterstreicht sie ihre Worte. Hier betont sie die Leistung der Krankenpfleger, die ihrer Meinung nach nicht ausreichend gewürdigt wird.